



Claudia Gerstner-Link | München

Dr. phil. habil., Privatdozentin für Allgemeine
und Typologische Sprachwissenschaft an der
LMU München

gerstner-link@lrz.uni-muenchen.de

Kirchenaustritt: Nein

Ein biographischer Essay

Ende des vergangenen Jahres fand sich in der Magazinbeilage einer deutschen Zeitung ein Artikel über einen endlich ohne schlechtes Gewissen gelungenen Kirchenaustritt. Nun war die Autorin mit sich im Reinen, wie sie sagte. Ich mochte ihren Argumenten nicht folgen, stellte mir allerdings die Frage, wie ich mein eigenes, überzeugtes Bleiben in der Kirche nicht im strengen Wortsinn begründen, aber doch plausibel machen würde. Dazu rief ich mir meine religiöse Biographie ins Gedächtnis. Obwohl im Folgenden nicht sämtliche Phasen und Begebenheiten geschildert sind, ergibt sich ein roter Faden negativer und positiver Erfahrungen mit Religion und Kirche. In der Summe überwiegt das Anziehende an beiden ganz entschieden.

Glocken Blüten Galaxien

Seit ich mich zurückerinnern kann, in die Kindheit und auch frühe Kindheit, spürte ich mich – nun als Erwachsene interpretierend – der Transzendenz verhaftet. Benennen konnte ich sie damals nicht; so waren mir etwa die Kindergebete, von und mit der Mutter gesprochen, nicht sonderlich bedeutungsvoll. Wichtiger waren die Glocken der Johanneskirche, die täglich abends um acht Uhr läuteten, ein großes Geläut, das den Tag beschloss und das ich so gerne bereits im Bett liegend hören wollte, um nach diesem Geläute nichts Profanes mehr um mich zu haben. Ähnlich enthoben und ganz und gar zauberhaft war im Frühsommer der Heckenrosenbusch im Garten. Diese Blütenkaskaden kamen aus einer anderen Welt – das Gegenbild zum Rasenmähen und Unkrautrupfen, wofür ich als Kind energisch eingesetzt wurde. Gegenbilder begleiteten mich zeitlebens. Später schlüpfte ich in meinem Sinnieren ins Innere des Andromedanebels. In einem

Buch meines Vaters befand sich eines der ersten, noch schwarz-weißen Galaxienfotos. Das Weltall, diese auf das Transzendente weisende Weite, musste von unglaublicher Schönheit sein, mit nichts zu vergleichen, was man auf der Erde erfahren konnte, so sehr ich die Erde in Form von Gärten und Wäldern liebte.

Getauft wurde ich ohne Fest, zur großen Enttäuschung meiner Mutter. Da schlug der strikte Katholizismus durch: In einer katholischen Entbindungsklinik geboren, musste das Kind längstens binnen drei bis vier Tagen getauft werden. Nur mein Vater und eine der Großmütter, die übrigens evangelisch war, waren anwesend. Äußerlich war die Taufe also gründlich misslungen. Die Geburt meiner Schwester fand dann in der Universitätsklinik statt. Nach sechs Wochen wurde eine „echte“ Taufe gefeiert. So etwas Unfares wollte meine Mutter kein zweites Mal erleben, sie als Mutter und Wöchnerin ausgeschlossen! Mein Vater ging zu dieser Zeit sonntags alleine in die Albertus-Kirche; wie mir später immer deutlicher wurde, war ihm das nicht zuletzt ein Dank dafür, den Krieg überlebt zu haben. Dass die Kirche nach Albertus Magnus benannt ist, fiel mir erst Dekaden später auf!

Religionsunterricht

Der katholische Religionsunterricht in der Grundschule war eine persönliche Katastrophe. Man wurde von der gestrengen Lehrerin aufgerufen, ob man sich meldete oder nicht. Das führte dazu, dass ich in der Öffentlichkeit der Schulklasse ständig an biblischen Geschichten herumstotterte, weil ich viel zu schüchtern war, vor der Klasse und der Lehrerin geordnete Worte herauszubringen. Das bekam den Erzählungen der Bibel gar nicht; sie waren nur noch stressbelegt. Der Kommunionunterricht verhielt sich ebenso. Gar nicht zu reden von der Beichte: nur angstbesetzt. Das war meine kindliche Persönlichkeitsstruktur. Ich möchte es nicht dem Kaplan anlasten, den ich in anderer Funktion, zum Beispiel in der Leihbücherei der Gemeinde, als sehr nett erlebte. Die Kommunion ließ ich über mich ergehen, verstanden davon habe ich nichts. Wie hätte ich sollen? Nur bedauerte ich, dass all die Klassenkameradinnen, mit denen ich befreundet war, evangelisch waren.

Einige Jahre später rettete mich der alte Stadtpfarrer der Gemeinde. Ja, er rettete mich von der „Schwesternschule“, dem katholischen Gymnasium um die Ecke unserer Wohnung, das von Ordensschwestern geführt wurde. Aus irgendeinem Grund wollte meine evangelische Mutter unbedingt, dass ich dort hinginge. Niemals würde ich zu diesen monströsen Schwestern gehen, das war für mich klar, schon im Kindergarten hasste ich diese schwarzen Monster, die mich in der Ecke stehen ließen, nur weil ich, ins Spiel versunken, nicht ruckzuck aufräumen wollte. Diese Frauen hatten keinen Sinn für Konzentration und Transzendenz, für das Versinken in einer Gegenwelt. Mein Vater suchte also besagten alten

Herrn und ehemaligen Stadtpfarrer auf, der ihm riet, ein intelligentes Mädchen lieber aufs humanistische Gymnasium zu schicken, da könne ich mehr lernen. Diesem Pfarrer bin ich bis heute dankbar.

Religionsunterricht war damals noch fest im schulischen Curriculum verankert, und die Leitung des Gymnasiums bemühte sich, ordentliche Lehrer zu finden, für beide Konfessionen. Im Unterricht der oberen Klassen zog mit einem hochengagierten Priesterlehrer das Zweite Vatikanische Konzil ein – das sagte mir zu dieser Zeit allerdings wenig, denn intellektuell war ich ganz und gar nicht Teil des Katholizismus. Zuhause war Religion kein Thema, Theologie erst recht nicht. Glaube war vor allem mit den beiden evangelischen Großmüttern verbunden, die Sonntag für Sonntag den Gottesdienst besuchten. Ausnahmslos. Sie waren die „frommen“ Frauen, die den Glauben lebten, zumindest auf diese Art. Ihre Konsequenz fand ich beeindruckend. Gott war bei diesen Großmüttern gut aufgehoben, so schien mir, sicher besser als bei mir, wie ich mir selbstkritisch und auch etwas eifersüchtig bekennen musste. Jedenfalls war er bei ihnen behaust, und so waren sie in meiner zunehmenden Gottesferne meine Gottesträgerinnen.

Lyrik als Anweg

Eigentlich ist Gottesferne der falsche Begriff, denn Gottesnähe im Sinne eines personalen Du hatte ich ja noch nie gekannt. Die Transzendenz erfuhr ich nun in der Dichtung. Mit fünfzehn Jahren begann ich, unentwegt moderne Lyrik aus der Stadtbücherei auszuleihen; das Germanistikstudium setzte diese innige Beschäftigung fort. Einige meiner Lieblingsdichterinnen und -dichter hatten Gott sehr direkt in ihrem lyrischen Vokabular, z.B. Nelly Sachs und Rainer Maria Rilke. Gott schien da in meiner Lese-Hermeneutik sehr greifbar. Mit der Trinität hingegen konnte ich nichts anfangen. Jesus Christus hatte als Gestalt für mich keine Konturen. Der Heilige Geist war eine Art allgemeine schöpferische Kraft, die mit Gott nur bedingt etwas zu tun hatte.

Und wo bleibt die Kirche? Sie spielte all die Jahre eine geringe Rolle. Um mich mit Johannes XXIII. zu identifizieren, war ich zu jung; Johannes Paul II. erfasste ich dann in seiner ganzen Ambivalenz. Meine Ablehnung war sehr groß, die Zustimmung kam gelegentlich überraschend. Sein Vorgänger Paul VI. war für mich nur blass – ich war ja, wie gesagt, kein Teil des katholischen Milieus. Ebenso wenig hatte ich Bezug zur offiziellen katholischen Lehre, so dass im praktischen Sinn das alles an mir abglitt. Sehr geschätzt habe ich das Mönchtum, eine faszinierende Lebensform, deren Praxis ich natürlich nicht erlernen konnte. Der Augenschein war eine Benediktinerabtei ganz in der Nähe meiner Heimatstadt, mitten in Wiesen über dem Fluss. Im Geschichtsunterricht der Schule begeisterten mich die „schreibenden Mönche“, die schreibend Bi-

bliotheken schufen! Eine jugendliche Perspektive auf eine Lebenstradition über Jahrtausende, später vor allem lebendig in den Kreuzgängen wunderbarer Klöster quer durch Italien und Deutschland. Stunden um Stunden, ja Tage verbrachte ich in Kreuzgängen, dabei die Welt, die Schönheit, die Transzendenz abschreitend – und auch eine maßgebliche Lebensentscheidung fiel in einem Kreuzgang. Es war die Entscheidung, etwas zu wagen, alleine zu wagen, da es trotz meiner Familie meine ureigene Berufung wäre. Berufen ist man ganz gewiss auch im weltlichen beruflichen Kontext oder sollte es zumindest sein. Lange schritt ich damals in diesem Kreuzgang auf und ab, in der Spannung des besonnenen Ziehbrunnens in der Mitte und der vereinnahmenden Stille des Gewölbes. Ich spürte die transzendente Macht dieses Raums und einen inneren Zustand, den ich heute als Gottesnähe bezeichne.

Glaube?

Das Wagnis: Ich machte mich auf nach Papua Neuguinea, in die Weite des pazifischen Ozeans auf der anderen Seite der Welt. Dort lebte ich zur wissenschaftlichen Dokumentation einer einzigen der vielen hundert indigenen Sprachen Neuguineas für fast ein Jahr und danach periodisch wiederkehrend in einem Dorf mitten im Busch, im Urwald, fernab dessen, was man gewöhnlich unter Zivilisation versteht. Eines Tages fragte mich meine hochintelligente einheimische Sprachlehrerin: „Und woran glaubst du, Claudia? An irgendetwas *musst* du glauben.“ Ein Müssen also. Die Frage packte mich und verunsicherte mich. Objektiv steckte dahinter auch die zweite Frage, ob die Missionare einen verbindlichen Gott gebracht hätten, der den Menschen etwas wert sei, oder ob dieser Gott in dem unvorstellbar weit entfernten *Germany* unbehaust sei und nur sie hier das Wort Gottes mit Inbrunst aufgenommen hätten, denn das genau hatte meine Lehrerin getan. Zuvor wären sie von seltsamen Geistern abhängig gewesen, meinte Margaret sinngemäß, doch das Wort Gottes habe endlich die gute Wende gebracht. Jesus als Bruder und Du der Anrufung. Vor und nach jeder gemeinsamen Mahlzeit betete diese Frau mit Hingabe lange Dankes- und Bittgebete, die meine Familie, ihre Familie sowie unser beider Gesundheit und Arbeit einschloss.

Schließlich wollte sie einige Ausschnitte aus dem Neuen Testament in ihre eigene Sprache übersetzen, um die Gewissheit zu haben, dass diese ihre Sprache taue, das Wort Gottes zu verkünden. Auf der protestantischen Seite taten das seit Jahrzehnten schon die Übersetzerteams des *Summer Institute of Linguistics*. So arbeiteten wir fortschreitend an Episoden des Markusevangeliums, zusammen mit einigen anderen Einheimischen aus dem Dorf, die sich auch dafür interessierten. Die Heilungs- und Wundererzählungen wurden auf eine ganz eigene Art lebendig. Eines Tages waren wir beim Abendmahl und der Passion angelangt. Wir mühten uns an den Einsetzungsworten ab. Es war selbstredend immer ein Abmühen

gewesen, doch hier wurde Margaret sehr kritisch mit sich, mit uns und dem Übersetzungsergebnis. Sie reflektierte genau, wie ihre Sprache diese Worte grammatisch exakt und im rechten spirituellen Gehalt wiedergeben müsse. Bei der Nacharbeit wurde es dann für mich brisant: Glaube ich das, was ich da mitübersetzt habe? Ich kann doch nicht die Wandlungsworte, die ich sonntäglich in der lingua franca *Tok Pisin* während der Feier der Messe hörte, nur mechanisch dokumentieren und mich von ihrer Substanz quasi lösen! Ein innerer Ausruf, bei dem es zunächst blieb.

Kirche

Auch dort, in diesem Dorf, in der Provinzhauptstadt und der Landeshauptstadt erlebte ich Kirche, ebenso auf Zwischenstationen in Singapur oder Australien oder Indonesien. Und natürlich auch an anderen Orten und auf anderen Kontinenten. Kirche: Sie war mir Liturgie. Als solche hatte sie große Bedeutung für mich. Auf meinen ausgedehnten Reisen erfuhr ich die römische Liturgie, wie sie sich nach der Reform des Zweiten Vatikanischen Konzils herausgebildet hatte, als hilfreich, ja als Behausung, innerhalb derer ich problemlos fremdsprachige Messen mitfeiern konnte, ohne mich je der fremden Sprache ausgeliefert zu fühlen, da ich ja den textlichen Ablauf genau kannte. Die alte Kirchensprache Latein hätte dies nicht besser leisten können. In der jeweiligen Landessprache spürte ich sogar deutlicher die Universalität der katholischen Kirche, während das Latein Uniformität bedeutet hätte. Kirche ist natürlich mehr als Liturgie, aber die Liturgie ist eine sehr hautnahe Berührung mit ihr. Wie ich diese derzeit erlebe als gleichzeitig feste und offene Form, die nicht formale Begrenzung, sondern betende Einbeziehung der Gemeinde sein will, hat sie für mich große identifikatorische Bedeutung.

Dieses Bekenntnis zur liturgischen Form in ihrer Gesamtheit zeigt, dass ich regelmäßig an Gottesdiensten teilnehme. Übrigens nicht unbedingt an Sonntagen, sondern oft an Werktagen, da ich das Glück habe, auf ein solches Angebot tagtäglich zurückgreifen zu können. Infolgedessen bin ich dem personellen Notstand der katholischen Kirche, der einen jenseits sehr vieler anderer problematischer kirchlicher Fakten durchaus zur Verzweiflung bringen könnte, nicht unterworfen. Ich lebe in München und gehöre zur „Gemeinde“ der Citykirche St. Michael, die von den Jesuiten getragen wird. Gottesdienst bedeutet hier für mich ganz wesentlich auch Predigt, ein mehrfaches wöchentliches Glanzlicht. Auch der gegenwärtige Papst Franziskus I. – eine erstaunliche Fügung – ist ein Jesuit, der sich nicht scheute, durch die Namenswahl sich auch in die Tradition eines anderen Ordens zu stellen. Ein Papst also, der mir unter allen erlebten Päpsten das größte Identifikationspotential bietet – da sollte ich den Gedanken fassen, aus der Kirche auszutreten? Absurder ginge es nicht.

Dialog mit dem dreifachen Du Gottes

Über die Jahre fand ich immer tiefer in den gelebten Glauben: gefunden und erfunden für mich nach dem Vorbild anderer. Nachplappern und frommes Gemurmel, das manche katholische Biographie prägte und plötzlich der Reflexion nicht standhielt, hat hier keinen Platz. Hier zählt das Gott Suchen und Finden in allen Dingen. Unzählige, fabelhafte Gespräche führte ich über die Jahre mit vielen Jesuiten; selten wird die Freiheit des Gedankens so hochgeschätzt, auch in der Wissenschaft nicht unbedingt, in der ich beruflich zuhause bin. Hier darf ich Kirche sein, hier wird meine Individualität angenommen, da die Individualität eines jeden Ordensangehörigen geschätzt wird. So bin ich immer tiefer eingetreten in den Dialog mit Gott und führe diesen Dialog mit allen drei Personen, mit Gott Vater, mit Jesus Christus, mit dem Heiligen Geist. Eine jahrelange Erfahrung, eine jahrelange Mühe, eine jahrelange Ernte. Dieser Dialog geschieht in einem unablässigen – und hoffentlich immerwährenden – Gespräch mit der Bibel, präziser: mit den Geschichten der Bibel, denn in diesen Geschichten offenbart sich Gott. Der Appell des Ignatius an die Vorstellungskraft bei der Betrachtung biblischer Szenen kommt mir sehr entgegen. So gelang es mir und gelingt mit Sicherheit vielen anderen, in der begnadeten Stille der Exerziententage die Menschwerdung und das Gedächtnis Jesu Christi zu erkennen, zu erleben und nachzuleben. Ja, es ist ein Weg der Mnemosyne, des Gedächtnisses, und er geht von alleine über in den Gesang des Betens. Die Psalmen sind ja Lieder.

Das ist meine katholische Kirche jenseits der Tagesschlagzeilen, vital und bereichernd, und mein Glaube eingebettet in diese Kirche. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass diese Kirche in Tagesanlässen, Skandalen und einigen grundsätzlichen Weichenstellungen keinen erheblichen Anlass zu radikaler Kritik böte. Dennoch ist diese (mächtig-ohnmächtige) katholische Kirche die Hüterin des christlichen Gottes, eine seiner Hüterinnen möchte ich aus meinem ökumenischen Geist heraus sagen. Wobei ich den anderen christlichen Konfessionen nicht zubillige, in jedem denkbaren Sinn die bessere Hüterin zu sein. Sie alle haben ihre Wunden und ihre Begrenzungen. Und in genau diesem Sinn lebe ich auch überzeugt in und mit der katholischen Kirche. Wie oben ausgeführt, konkretisiert sie sich für mich in der Liturgie und einem ihrer Orden in der subjektiv bestmöglichen Weise. Ich sollte trotzdem nicht verschweigen, auch überzeugende Angehörige anderer Ordensgemeinschaften kennengelernt zu haben und sie hochzuschätzen ob ihrer gelebten Entschlossenheit. Ja, Kirche und Orden hängen in meiner Erfahrung eng zusammen.

Fazit: Ich bin ein zugleich kontemplativer und aktiver Mensch, mit großer internationaler, multireligiös-säkularer Familie. Diese Familie dankt es mir, dass ich durch Glaube, Kirchenzugehörigkeit und dezidierte Handlungsweise einen klaren Akzent zu setzen versuche im Sinne des Mottos „Glaube und Gerechtigkeit“. Ich

möchte nicht in der Begrenztheit des Säkularen leben, denn ich halte mich, wie Karl Rahner SJ es ausdrückte, für einen Menschen, der wie jeder Mensch auf die Transzendenz hin geschaffen ist. Man betrachte die Vision des Johannes über das neue Jerusalem: „Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm.“ (Offb 21,22) Damit ist alles gesagt.